

Ruinengesang

Ouyang Jiaughes Langpoem
„Der Doppelphönix“

Der Ruf eines Jahrhundertpoems eilt diesen 19 Strophen des Pekinger Dichters Ouyang Jiaughes voraus. Was T.S. Eliots „Waste Land“ für das 20. Jahrhundert war, könnte sein „Phönix“ für das 21. Jahrhundert werden, heißt es. Eine Bestandsaufnahme des finanzkapitalistischen Irrsinns, der Menschen und Traditionen unter sich begräbt. Eine Inspektion der Ruinen, die eine wild gewordene Moderne hinterlässt, während rundherum Wohn- und Büromaschinen in den Himmel wachsen. Und ein Lobpreis der künstlerischen Imagination, die sich gegen ihre Austreibung durch den reinen Konsum über Schutt und Asche erhebt.

Ouyangs „Phönix“ ist Gesang und Abgesang in einem, und wie in seiner sonstigen Dichtung mischt sich auch hier eine tiefe Verankerung in der tanzzeitlichen Blüte der chinesischen Lyrik mit einer vorzüglichen Kenntnis der westlichen Moderne – und einer besonderen Bewunderung für die deutsche Kultur. Die paradoxen Denkstrukturen der daoistischen Meister sind ihm so geläufig wie die Ratselbilder von Saint-John Perse, die intellektuellen Topografien von Ezra Pound so nah wie die *supreme fiction* von Wallace Stevens. Das alles ist keine papierene Erfahrung geblieben. Vier Jahre verbrachte er Anfang der Neunziger in den USA, anschließend eines in Stuttgart auf Schloss Solitude, wo er eine besondere Passion für Hölderlin entwickelte.

Sein Rang als einer der fünf „Meister von Sichuan“, die den Hermetismus von Bei Dao und Yang Lian beerbten, ist unbestritten – wobei er sich bis zur Niederschrift des „Phönix“ 2010, der Xu Bings gleichnamige, zuletzt auf der Biennale von Venedig zu sehende Installation begleitet, eine lange Pause eingelegt hatte. Bis heute verdient er sein Geld vor allem als ein bei Sammlern hochgeehrter Kalligraf, der ein auskömmliches Leben im Pekinger Chaoyang District gefunden hat.

Austin Woerner englische Übertragung (*Zephyr Press 2014*) hat dem Ruf des „Phoenix“ als Jahrhundertpoem einen eindringlichen Nachhall gegeben. Wolfgang Kubins deutscher „Doppelphönix“ aber leistet sich Umständlichkeiten und Unverständlichkeiten, die sich durch die Dunkelheiten des Gedichts allein nicht erklären lassen. Wenn Übersetzungskritik ohne Kenntnis der Ausgangssprache und ausführliche Belege auch eine heikle Sache ist, lässt sich doch nicht übersehen: Was bei Woerner klar, knapp und rhythmisch straff klingt, quillt bei Kubin, der als hochverdienter Vermittler zeitgenössischer chinesischer Lyrik fast ein Monopoli besitzt, immer wieder in Nebensatzkonstruktionen auf und gerät durchweg mindestens ein Drittel länger. Kubin, der wie Woerner den Autor konsultieren und ihm viele neue Hinweise auf Anspielungen und Zitate entlocken konnte, nennt den „Doppelphönix“ einen „Höllentext“ für Übersetzer. Leider ist er auch ein Fehgefeuer für Leser. Woerner Version mag glatter und weniger wörtlich sein, aber sie gewinnt in der Zielsprache eine eigene Schlüssigkeit. Dennoch: Man lese beide nebeneinander, und man beginnt zu ahnen, welche Kraft Dichtung heute besitzen kann.

GREGOR DOTZAUER



— Ouyang Jiaughes:
Der Doppelphönix.
Ein Langgedicht sowie
andere längere Poeme.
Aus dem Chinesischen
von Wolfgang Kubin.
Lychatz Verlag,
Leipzig 2015.
123 Seiten, 22,95 €.

Für eine Frau ist alles anders

Neu zu entdecken: Der Quergeist Bernard von Brentano und sein Liebesroman „Franziska Scheler“

VON GISA FUNCK

Sympathische Autoren schreiben nicht unbedingt die besseren Texte. Es ist sogar oft so, dass gerade die launischen, labilen, auch moralisch zweifelhaften Schreiber großartige Literatur hervorbringen. Aber soll man die Person des rätselhaft wankelmütigen Bernard von Brentano tatsächlich mit seinem Werk in Verbindung bringen? Der Neuen Sachlichkeit verpflichtet, erschräb er sich als junger Journalist im Berlin der späten zwanziger Jahre den Ruf eines scharfsichtigen Großstadtflaneurs und politischen Provokateurs.

ANZEIGE

**Jetzt jedes Buch
versandkostenfrei
bestellen!**

Bestellothline: (030) 290 21-520

SHOP
TAGESSPIEGEL
VERLAG

www.tagesspiegel.de/shop
Askanischer Platz 3, 10963 Berlin
Mo. - Fr. von 9.00 bis 18.00 Uhr
Mit eigenem Kundenparkplatz!

Er stand der KPD nahe, war mit Joseph Roth und Bertolt Brecht befreundet und warnte in seinem Reportagenband „Der Beginn der Barbarei in Deutschland“ 1932 hellstichtig vor dem totalitären Rechtsruck. Als das Buch nach Hitlers Machtübernahme verboten wurde, ging er 1933 ins Schweizer Exil. Dort aber kam es, begleitet von heftigen Heimwehattacken, zu einem erstaunlichen Sinneswandel: Aus dem einstigen Salonmarxisten wurde ein flammender Patriot, der sich nicht nur weigerte, Hitler-Deutschland die Kriegsniederlage zu wünschen, sondern 1940 sogar einen Repatriierungsantrag stellte. Wegen seiner zur Schau getragenen Vaterlandsliebe geriet Brentano innerhalb der Emigrantenszene schnell ins Abseits und wurde den Ruch des Nazi-Mitläufers nie wieder ganz los.

Umso mutiger ist es, dass der Frankfurter Schöffling Verlag, 50 Jahre nach Brentanos Tod, die literarische Rehabilitierung des politisch Unkorrekten wagt. Nachdem 2014 sein Roman „Theodor Chindler“ neu aufgelegt wurde, folgt jetzt „Franziska Scheler“, vordergründig die Fortsetzung der Chindler-Chronik.

Der Erste Weltkrieg, der in Teil eins wütete und die Großfamilie auseinandertrieb, ist seit elf Jahren vorbei. Man schreibt das Jahr 1929. Und Brentano konzentriert sich im Nachfolgeroman auf den zweitjüngsten Sohn Leopold Chindler, in dem man unschwer sein Alter Ego erkennen kann. Wie sein Schöpfer arbeitet auch Leopold als Zeitungsredakteur in Berlin und genießt das Leben eines Bohemiens, als er sich in Franziska Scheler verliebt, eine auffallend hübsche, aber bereits geschiedene Frau und Mutter eines kleinen Sohns.

Wie der Vorgänger ist „Franziska Scheler“ ein Gesellschaftsroman, jedoch mit thematisch völlig anderer Stoßrichtung. Würde in „Theodor Chindler“ der deutsche Untertanengeist während der Kaiserzeit ausgeleuchtet, spielt die große Politik im zweiten Teil der Chronik nur eine Nebenrolle. Lieber wendet sich Brentano



Eloquenten Lebemann. Bernard von Brentano (1901-1964).

Foto: Schöffling Verlag

hier einer literarischen Lieblingsfrage des 19. Jahrhunderts zu. Nämlich derjenigen, ob Mann und Frau überhaupt verträglich zusammenleben können.

Ähnlich wie Tolstois Anna Karenina oder Fontanes Effi Briest leidet auch die geschiedene Franziska Scheler unter dem Stigma der fallenen Tochter. „Für einen Mann ist das alles anders“, erklärt sie ihrem Verehrer Leopold beim Rendezvous, „aber wenn eine Frau allein lebt, ist sie das reine Freiwild. Wenn man kein Geld hat, will einen niemand heiraten.“ Ein Ehrverlust, der für Anna Karenina und Effi Briest bekanntlich noch mit Selbstmord endete, für Brentanos Heldin aber dank eines sich wandelnden Frauenbilds glimpflich ausgeht.

„Franziska Scheler“ erzählt also eigentlich eine erfolgreiche Emanzipationsgeschichte. Nur dass die Heldin bis zum Schluss alles andere als selbstbewusst

**Die Weimarer
Oberschicht
ähneln
dem
Wutbürger
von heute**

wirkt – und man ihr die Entwicklung zur eigenständigen Fotografin darum auch nicht abnimmt. Entspricht Brentanos geschiedene Adelstochter doch dem patriarchalen Wunschtypus der devoten Kindfrau, die auf männliche Errettung hofft und einzig durch ihre Schönheit auffällt. In Leopold erblickt Franziska bezeichnerweise ihren „Lehrer“, dem sie versichert: „Ich bin immer wartend, nur noch Sehnsucht nach dir. Ich sterbe, wenn du fortgehst.“ Oder auch: „Ich tue, was von mir verlangt wird, aber mehr fällt mir nicht ein.“

Eine weitere Schwäche des Romans ist sein anekdotischer Aufbau. Außer der Liebesgeschichte erzählt Brentano nämlich noch vieles andere: Interessantes, aber auch Abseitiges. Interessant sind die Einblicke in den Redaktionsalltag der „Berliner Allgemeinen“, erkennbar ein Abbild der „Frankfurter Zeitung“, Brentanos einstigem Hausblatt.

Da die „Allgemeine“ wie so manche heutige Zeitung in der ökonomischen Krise steckt, ist den Machern jedes Mittel zur Auflagenerhöhung recht. So schrecken sie nicht einmal vor der Inszenierung eines Literaturskandals auf Kosten

des eigenen Kollegen Leopold zurück, weil er als Berufsliniker ein lobendes Buch über den konservativen Metternich-Berater Friedrich von Gentz geschrieben hat. Aufschlussreich auch die Auftritte des älteren Bruders Karl, der es vom Frontoffizier zum leitenden Beamten des Innenministeriums gebracht hat – die Regierung aber trotzdem als „schwächliches, markloses Gebilde“ beschimpft. Eine fatale Hassliebe zur neuen Republik, wie sie viele sogenannte Demokraten damals hegten.

Geradezu belanglos liest sich hingegen die ausufernde Schilderung einer Polenreise, die das Liebespaar unternimmt.

ANZEIGE

v.Kloeden
Die Kinder- und Jugendbuchhandlung empfiehlt:

Odins Welt
Germanische Göttersagen für die Jugend mit 73 Abbildungen, 120 Seiten, 12 - 99 J. # 978-3-920564-53-1, 9,80 €
Unsere Kultur! Man muss sie kennen, um Kunst, Literatur, Musik zu verstehen. Die Sagen sind spannend, oft komisch und immer lesenswert gut.

Wielandstr. 24
(zwischen Ku'damm und Olivaria Pl)
10-30-19 Uhr, samstags bis 16 Uhr
www.vonkloeden.de, T. 88712512

Und spätestens, als Leopolds verschollene Schwester Margarethe wie eine *dea ex machina* auftaucht, um (wie schon im „Chindler“) verbissen für die kommunistische Revolution einzutreten, verschlappt das Buch endgültig in den heiter-harmlosen Episodenroman. Schafft Brentano es doch selbst an dieser Stelle, ausgerechnet den entscheidenden Umwälzungsfaktor der deutschen Katastrophenjahre 1929 und 1930 völlig auszublenken: Die Nationalsozialisten, die bei der Reichstagswahl 1930 zur zweitstärksten Partei aufstiegen, werden in „Franziska Scheler“ mit keiner Silbe erwähnt.

Insofern bleibt ein zwiespältiger Leseindruck zurück. Als Zeitdokument ist der erstmals 1945 veröffentlichte Roman lesenswert, zumal die dargestellte Politikverdrossenheit der Ober- und Mittelschicht verblüffend große Ähnlichkeit mit dem heutigen Wutbürgertum besitzt. Insgesamt aber krankt Brentanos autobiografisch grundrierte Liebesgeschichte zu sehr daran, dass sich der Exilant hier eine Wunschvision seiner verlorenen Heimat herbeigeschrieben hat, in der kein Geschlechterkampf und kein Nazi-Terror existiert – und der verhöhnte Leopold am Ende zu allem Überfluss glorreich über seine Verleumder triumphiert. Ein bisschen viel rosa Brille für ein Deutschland am Rand des faschistischen Abgrunds.



— Bernard
von Brentano:
Franziska Scheler.
Roman. Hrsg. und
mit einem Nachwort von
Sven Hanuschek,
Schöffling Verlag,
Frankfurt a.M. 2015.
440 Seiten, 22,95 €.

FundSTÜCKE

Mark Twains
Shakespeare-ZweifelPETER VON BECKER über ein neues Jahr
des rätselhaften Bardens

Dieses Jahr soll schon wieder ein Shakespeare-Jahr sein. Im April 2014 wurde der 450. Geburtstag des Bardens begangen – nun soll in drei Monaten der 400. Todestag fällig sein. Für alle Anhänger fester Daten und Identitäten oder die Nutznießer des Tourismus in Stratford-upon-Avon ist der 23.4. ein Feiertag. Für alle Zweifler nur ein Aprilscherz.

Skepsis und mangelnde Jubiläumslaune betreffen natürlich nicht das Werk. Der schöne Satz, dass nach Gott niemand mehr geschaffen habe als William Shakespeare, gilt nach wie vor. Der Zweifel trifft nur den im April 1616 im lauschigen Stratford ganz zweifelsfrei verbliebenen Kaufmann namens Shakespeare alias Shakspeare. Dieser war der Sohn eines analphabetischen Handschuhmachers, hatte bloß eine Dorfschule besucht, schlug sich in London als Kleinarbeiter durch, bis er auf kaum gekläre Weise zum Mitbesitzer von Theatern wurde.

Aus Dokumenten weiß man, dass der gebürtige und gestorbene Stratfordianer auch Geldverleiher war und als Pfennigfuchser galt. Trotzdem hat er bei seinem Tod kein einziges Buch hinterlassen – und Bücher hätten nicht nur zu einem Autor gehört, der über ein ungeheures Bildungswissen verfügte, der Sagen und Mythen der Bibel, der griechischen und römischen Antike bis in Einzelheiten kannte, der fremde Sprachen verstanden haben muss und Ortskenntnisse aus Frankreich wie aus Italien besaß. Bücher waren von hohem materiellen Wert.

Der vor 400 Jahren in Stratford Verstorbene aber hat seiner Frau nur „das zweitbeste Bett“ vermacht. Das Testament ist nicht von ihm selbst geschrieben, es existieren überhaupt nur ein paar ungelencen Krakel-Unterschriften mit unterschiedlichen Versionen des Namens. So hätte der größte Dichter seiner Zeit (oder aller Zeiten) kein einziges Manuskript, kein Blatt von eigener Hand überliefert. Dieser Mister Sh., der wohl auch England nie verlassen hat, war wohl: ein Halbanalphabet.

Peter von Becker

schreibt an dieser Stelle regelmäßig über Trouvaillen.

Nächste Woche: Caroline Fetscher über Menschen und Themen, die die Welt bewegen.



Foto: Max Wolff

Der Dichter namens Shakespeare oder Shakespeare, der seit 1593 gedruckt und gespielt wurde, ist uns einzig durch die ab 1623 (also, wenn es der Stratfordianer wäre: posthum) in London unter dem Namen William Shakespeare veröffentlichte Folio-Ausgabe präsent. Auch hat die englische Öffentlichkeit von dem Tod in Stratford 1516 keine Notiz genommen – wohingegen der wegen seiner Shakespeare-Rollen gefeierte Schauspieler Richard Burbage im Jahr 1519 wie ein Popstar begraben wurde. Aber wer hat dann das ungeheure Werk wirklich geschaffen?

Zu den Zweiflern gehören erlauchte Namen: Sigmund Freud, Charlie Chaplin, Bismarck, Orson Welles. Sehr schlaue Bücher dazu haben in Deutschland zuletzt Walter Klier („Das Shakespeare-Komplot“) oder Kurt Kreiler („Der Mann, der Shakespeare erfand“) verfasst. Und Roland Emmerich hat 2011 den Spielfilm „Anonymus“ herausgebracht. Darin schrieb der (freilich schon 1593 verstorbenen) Dramatiker Christopher Marlowe hinter der Shakespeare-Maske. Als Favorit, wie bei Klier und Kreiler, gilt dagegen Edward de Vere, der hochgebildete, poetisch begabte Earl of Oxford. Als Mann des Hofadels durfte er kein gemeiner Theaterautor sein, darum habe er sich des Strohmannes William Sh. bedient. Weitere Kandidaten waren auch Francis Bacon oder sogar Elizabeth I.

Keinen eigenen Kandidaten hat dagegen Mark Twain offeriert. Der weitgereiste Amerikaner, der schon als „Yankee am Hof von König Artus“ war, hat sich auch auf den Kontinent Shakespeare und ins Dickicht von dessen Identität begeben. Angeblich hatte er seit Matrosentagen auf einem Mississippi-Dampfer über die Frage diskutiert, die er in seiner 1909, ein Jahr vor seinem Tod, erschienenen Schrift „Ist Shakespeare tot?“ zusammengefasst hat. Twain sieht den Großdichter jedenfalls nicht im Grab von Stratford liegen. Der Text ist nun von Hanno Wember übertragen worden und ausführlich kommentiert – mit Verweisen auf die von Twain nur unseriös zitierten Quellen – als deutsche Erstveröffentlichung erschienen (Stratos Verlag Hamburg, 135 Seiten, 9,90 €). Im Frühjahr will dann auch der Piper Verlag noch eine eigene Ausgabe des Twain-Textes vorlegen. Also irgendwie doch: ein Shakespeare-Jahr!

Gefährliche Liebespielen

Tobias Radloffs Noir-Krimi „Amoralisch“

Philipp Strasser ist arm dran, aber cool. Seine Gelassenheit und seine Selbstironie verbinden ihn mit legendären Privatdetektiven, mit den Philip-Marlowe- und Spenser-Typen, die zwischen allen Fronten ermittelten, von der Polizei Druck bekamen und Prügel von den Verbrechern. Strasser verdingt sich als Ermittler einer Pharma-Firma, überprüft Mitarbeiter auf Verschwiegenheit und Vertragstreu – und schafft Beweise heran, wenn einer herausfliegen soll. Mehr Private-Eye-Ruhm ist gerade nicht zu haben für einen, der seine Ehe ruiniert und Konditionsschwäche auf dem Laufband bekämpft.

Reine Neugierde lässt ihn in einem Mordfall stolpern. Eine ihm bekannte junge Frau hat eine Liebesnacht nicht überlebt. Weil Strasser der Polizei gern Konkurrenz macht, kümmert er sich, auch wenn ihn niemand dafür bezahlt.

Tobias Radloff erzählt in jedem Kapitel seines Romans „Amoralisch“ ein bisschen mehr von seinem sperrigen, sympathischen Privatdetektiv. Der neigt dazu, sich in Schwierigkeiten zu bringen, weil er will, dass Fragen beantwortet werden. Radloff, Jahrgang 1977, kommt laut Verlag aus der Gegend von Frankfurt/Main

und lebt in Belfast. Seinen zweiten Krimi hat er in einer Gegenwart angesiedelt, in der ein Pharma-Manager dem unerfreulichen Liebesleben der Städter mit einer Hormonpille aufhelfen will.

Die „Amor-Pille“, so Radloff im Nachwort, sei Fiktion, „aber keine Science Fiction im literarischen Sinne“. Der Mord lässt Strasser keine Ruhe mehr. Er entdeckt die alte Geschichte vom fanatischen Ehrgeiz eines Mannes, dem Manipulation über alles geht. Wie es sich gehört für einen knochenharten Noir-Krimi, bringt sich Strasser für die Wahrheit in Lebensgefahr. Auch wenn dieser Krimi als Ich-Geschichte erzählt wird, kommt in der finalen Messerstecherei stramme Spannung auf. Strasser könnte Zukunft haben.

WERNER VAN BEBBER



— Tobias Radloff:
Amoralisch.
Ein Biotech-Roman
Noir. Divan-Verlag,
Berlin 2015.
252 Seiten, 15,90 €

ANZEIGE



Gefangenen helfen!

Jeder hat das Recht zu erfahren, was passiert.
Zeitungen informieren, wo das Internet nicht hinkommt – ins Gefängnis.

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Gefangene zum Preis von: 129,20 € halbjährlich, 253,10 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V., Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00, BIC: BFSWDE33BER, Kennwort: »TSP«, www.freiabos.de

**Freiabonnements
für Gefangene e.V.**
30 Jahre

Foto: Beate-Punkt